Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933
1879

7.9.1879 (No. 23)

Visual Library

Literarische Beilage

der Karlsruher Zeitung.

Herausgeber: Geh. Archivrath Dr. Fr. von Weech.

№ 23. Karlsruhe, 7. September. 1879.

Inhalt: Die provenzalische Poesie der Gegenwart von Ernst v. Sallwürk. — Der Prediger Salomo und die Gegenwart von A. Merx (Schluß). — Die Internationale Kunstausstellung in München von Friedrich v. Goeler-Ravensburg. IV. — Bücherschau.

Die provenzalische Poesie der Gegenwart.

Von Ernst v. Sallwürk

— Karlsruhe. —

Wie ferne sich auch ursprünglich die Stämme mögen gestanden haben, welche das deutsche Kaiserthum des Mittelalters politisch verband, das Gefühl nationaler Verwandtschaft hielt sie von Jahrhundert zu Jahrhundert fester zusammen, bis die zunehmende Schwäche des Reiches den Fürsten und Großen das Recht, ja fast die Pflicht aufdrängte, für ihre eigene Existenz zu sorgen mit Hintansetzung aller nationalen Interessen. Die Folge dieser traurigen Entwickelung unserer Geschichte ist es, daß auch heute noch, wo das Kaiserthum in unvergleichlicher Größe wieder aufgerichtet ist, Manche unter uns an eine wirkliche nationale Einigung Deutschlands nicht glauben wollen. Nicht mit Unrecht stellt dieser bedauerlichen Schwäche des deutschen Nationalgefühls Professor Böhmer in seiner kleinen Schrift über »Die provenzalische Poesie der Gegenwart« *) die ungleich festere politische Fügung Frankreichs entgegen, auf dessen Boden, abgesehen von den deutsch und den keltisch redenden Grenzbewohnern des Nordens, zwei noch heute auf das Bestimmteste geschiedene Volksstämme der großen romanischen Race in vollster politischen Gemeinschaft leben. Die Provenzalen, in ihrer Sprache von den Franzosen ebensoweit abstehend wie die Spanier und Italiener, in Literatur und Wissenschaft frühzeitiger und großartiger entwickelt als irgend ein Volk des europäischen Abendlandes, sind in der Mitte des 13. Jahrhunderts der gefährlichen Allianz der Päpste und der französischen Könige unterlegen, die fröhlichen und kunstvollen Weisen der Troubadours verstummten, statt der glanzvollen Fürstenhöfe erhoben sich die Gerichtshöfe der Inquisition im Lande, die Grafen von Toulouse schwuren in Notre-Dame zu Paris die Ketzerei ab — und der gallische Süden war und blieb französisch.

In unserem Jahrhundert hat sich das Land der lengo d'o (Languedoc) seiner literarischen Vergangenheit wieder erinnert, und ähnliche Klänge, wie sie zum Entzücken des ganzen christlichen Abendlandes dort einst gehört wurden, werden wieder laut. Ein Coiffeur zu Agen, Jansemin, der 1864 gestorben ist, schrieb seit 1825 Verse im Dialekte der Gascogne. Es folgte ein reges dichterisches Leben in der eigentlichen Provence; besonders hervorragend ist hier José Roumanille. In ernsteren Tönen sang dann Theodor Aubanel; die höchste Bewunderung aber erregte Mistral durch sein ländliches, in Kolorit und Stimmung echt südländisches Epos Mirèio. Professor Böhmer, der von den Poesien der genannten Dichter Proben im Urtexte und in trefflicher Uebersetzung gibt, ist dem literarischen und poetischen Treiben der französischen Südländer selbst nahe getreten und hat bei ihnen wahre Sympathien für die nationale Sache Deutschlands gefunden. Er scheint geneigt zu sein, diesen literarischen Bestrebungen eine weitergreifende nationale Wirkung zuzuschreiben. Wir erinnern uns dagegen einer Strophe aus den Papillotos (Haarwickeln) des erwähnten Jansemin, welche Böhmer nicht mittheilt. Sie lautet:

Ist Frankreich nicht ein großes, ein mächt'ges Bruderhaus?
Breton, Picard, Gascogner, Marseiller und Normanne,
Sind wir doch Brüder alle, bereit in blut'gem Strauß
Für seinen Ruhm zu streiten, wann Russe und Brittanne
Je Frankreichs Ruhm antasten kann,
Dann stehn Picard, Breton, Gascogner wie ein Mann
Und kämpfen als Franzosen die blut'ge Sache aus.

Immerhin ist diese Nachblüthe südfranzösischer Dichtung höchst bedeutsam, und auch die Leser d. Bl. werden aus der kleinen Schrift Böhmer's einige Verse Roumanille's aus einem volksthümlichen Hochzeitslied wohl nicht ungern hören.

Hat sich die Ros' erschlossen,
So sei ihr Duft genossen. — Ach! Ach!
Mache mich schmuck mein Mädchen! — Lanla!
Man wartet schon im Städtchen.
Tamboarin, nun auf! auf!
Beginn deinen Lauf.

Komm, Amme, laß den Rocken!
Den Kranz auf meinen Locken!
Und spring hinaus, du flinke,
Lug, ob der Pfarrer winke.

Den Hut auf einem Ohre,
Erscheint der Auserkorne.
Erst höfliches Begrüßen,
Dann flugs ein frohes Küssen!

Großmutter am Kamine
Mit glückverklärter Miene
Liest treu vom Buch die Bitten,
Und weint, und lacht inmitten.

Hell stehn die Kerzenpaare
Auf unsrer Frau'n Altare.
Laßt uns zur Messe wallen!
Wie schön die Braut vor Allen.

*) Heilbronn, Henninger.

Der Prediger Salomo und die Gegenwart.

Von Adalbert Merx

— Heidelberg. —

(Schluß.)

Aus welcher Stimmung heraus redet nun der Prediger? Sein Buch zeigt allgemein den Mangel an Befriedigung, welchen er empfindet, es zeigt ferner eine weite und gereifte Lebenserfahrung, die sich von Illusionen nicht mehr blenden läßt, und es zeigt endlich durch Sprache und Styl, daß es der jüngsten Periode der hebräischen Literatur angehört, so

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

daß von seiner Abfassung durch Salomo gar nicht die Rede sein kann und unter den Sachkundigen längst nicht mehr ist. Das Buch ist jedenfalls nach 400 v. Chr. geschrieben, aber für den Augenblick können wir noch nicht mehr sagen, da wir beim Mangel aller äußern Zeugnisse für die nähere Bestimmung lediglich auf den Inhalt angewiesen sind, dem wir uns nun zuwenden.

Wir haben es nicht mit einem Gedichte zu thun, aber auch nicht mit einem systematisch durchgeführten Werke, wir haben vielmehr Aphorismen vor uns, die sich zum Theil sogar widersprechen, die aber alle von der Frage handeln, was ist das wahre Glück für den Menschen. Salomo ist als Redner eingeführt, aber er redet wie eine Stimme aus dem Grabe: Ich der Prediger bin König gewesen in Jerusalem 1,12; 7,15*); daß Salomo redet, ist eine Einkleidung, wie sie in jener Zeit häufig war, die Wahl der Person ist dadurch bestimmt, daß Salomo so glücklich war, wie wenige Sterbliche, und weil seine Weisheit sprüchwörtlich war; war dieser Weise und König von seinem Geschicke nicht befriedigt, wer mochte dann den Muth haben, das Glück des Lebens zu preisen?

Und in der That, was ist das Leben? Ein ewiger Kreislauf, ohne Ruh und Rast, ohne Ziel und Zweck; ein Geschlecht geht, ein anderes kommt, die Erde aber steht in Ewigkeit; Sonne und Wind wandern, aber sie gelangen immer wieder zum Ausgangspunkt zurück, die Bäche strömen in's Meer, das Meer wird nicht voll, und seine Gewässer kehren wieder zu den Quellen zurück, aus denen sie kamen. Was war, wird wieder sein, nur behält Niemand, was ehemals gewesen ist (das Unbewußte hat kein Gedächtniß), es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Kann denn die moderne mechanische Welterklärung mit ihrem Kreislauf der Stoffe mehr sagen, ist nicht ihr Gedankeninhalt hier längst anticipirt, so daß dies wirklich nichts Neues unter der Sonne ist? Aus jeder Silbe gähnt uns lange Weile entgegen und dennoch widerspricht der Prediger sich selbst, wenn er in diesem Zusammenhange weiter sagt: »Alle Worte sind mühselig, Niemand vermag sie alle zu reden, das Auge wird nicht satt, das Ohr nicht voll« 1,8, denn ist dies richtig, so stehen wir einem stets Neuen gegenüber, denn ob es vor und nach uns sich wiederholt, das macht für uns nichts aus, uns ist es neu. Und auch das sich regelmäßig Wiederholende ist darum nicht schon langweilig und übel, ich sehe, wie der neu erwachende Frühling uns Alle aus den Häusern lockt und wie das wachsende Laub und die schwellende Knospe mit ihrer Hoffnung auf Blüthe und Frucht auch das Greisenherz erfreut, und daß wir dieser Wiederholung im Jahres-Kreislauf froh sind.

Den Prediger freilich erfreut, wie er vorgibt, das nicht, er hat alle Weisheit durchforscht, die Wissenschaft und die Natur, und gefunden, daß solch' Studium ein übles Geschäft ist, welches Gott den Menschen nur als eine Plage auferlegt hat. Scheinbar milder lehrt die Philosophie des Unbewußten, daß der Genuß an Wissenschaft und Kunst noch der relativ reellste ist, nur leider haben Wenige die Fähigkeit, den Genuß des Selbstschaffens zu empfinden; übrigens sei vielfach Eitelkeit und Broderwerb Quelle der Forschung, also auch hier mehr Unlust als Lust bei der Arbeit, und so kommt die alte und die neue Lehre auf das Gleiche hinaus. Freilich begründet der Prediger anders, das Wissen ist praktisch ohne Nutzen, das Krumme wird nicht gerade, das Negative nicht positiv 1,13—15, aber er selbst widerlegt sich, wenn er 2,13 erklärt: Ich erkenne, daß der Vorzug der Weisheit vor der Dummheit wie der des Lichtes vor der Finsterniß ist, denn der Weise hat die Augen im Kopfe, der Thor aber tappt im Dunkeln.

Der Prediger ist ehrlich, er spricht seine verschiedenen Empfindungen aus, ohne sie gewaltthätig ausgleichen zu wollen, daher kommt das Widerspruchsvolle seiner Aeußerungen, denn die absolute Verdammung der Welt verträgt sich doch nun einmal nicht mit den zahlreichen Annehmlichkeiten, die sie bietet.

Diese kennt er sehr wohl, er hat Alles besessen, was das Leben schön macht, und nichts vor Augen und Herz zurückgehalten, aber er hat auch dies eitel gefunden und als Thorheit erkannt 2,4. Nun mag zwar die Weisheit praktisch vortheilhafter sein, als die Thorheit, in Wahrheit aber nützt sie nichts, denn alle Menschen sind dem gleichen Geschick (miqre) unterworfen, so daß ihn Ekel vor dem Leben erfaßt 2,17, gegen das Klugheit und Thorheit gleich ohnmächtig sind.

Das Schicksal nun, das ins Leben eingreift, ist willkürlich und läßt nicht dem Verdienste, was ihm gebührt 2,20, der Eine müht sich Tag und Nacht umsonst, dem Andern glückt es im Schlafe, nicht einmal den Genuß hat man in der Gewalt, denn auch ihn ertheilt Gott oder das Schicksal, und zwar nach Willkür.

Das Schicksal, oder sagen wir eine unabänderliche Ordnung der Dinge beherrscht das Leben, denn jeglichem Dinge ist sein Zeitpunkt gesetzt, wie die Geburt nach Verlauf von gewissen Monaten eintritt, so der Tod und so alle menschlichen Thätigkeiten und Regungen. Innerhalb dieser Ordnung ist dem Menschen eine Aufgabe voll von Mühe gegeben, das Geschick oder Gott richtet Alles zum bestimmten Augenblicke her, er hat auch dem Menschen ein Bild von der Welt — wir würden sagen eine Weltanschauung — verliehen, leider aber ist diese nicht umfassend genug, der Mensch versteht das Werk Gottes nicht vom Anfange bis zu Ende, sondern nur ein Stück davon. So bleibt denn dem Menschen nichts als zu genießen übrig, aber eben das hat er nicht in der Gewalt, es ist Effekt der Bestimmung, von der man nichts abthun und zu der man nichts hinzuthun kann 3,14.

Steht so der Mensch unter dem Geschicke — jetzt sagt man unter dem bestimmenden Wechselspiele von Kraft und Stoff — so hat man ihn mit den Thieren gleichzustellen, Mensch und Thier unterliegen der gleichen Nothwendigkeit. Die neueste zoologische Vulgärphilosophie, die den Menschen mit seinen etwas in der Kultur zurückgebliebenen Brüdern wieder in Familienbeziehung setzt, ist, wie man sieht, auch schon einmal dagewesen. Der Tod des Thieres ist wie der des Menschen, derselbe Geist (heute Stoffwechsel) ist in beiden, ein Vorzug des Menschen vor dem Thiere ist nicht vorhanden, denn Alles ist eitel. Alles kehrt zur selben Stätte zurück, Alles ist aus Staub, Alles wird zu Staub! Wer weiß, ob der Geist des Menschen nach oben steigt und der Geist der Thiere nach unten fährt?

Ich frage, kann diese Lehre überhaupt noch durch Negationen überboten werden? Ist hier nicht Alles gesagt, was der fortgeschrittenste Materialismus überhaupt zu sagen vermag? Wir aber sehen daraus, daß es eitel Lüge ist, wenn man meint sagen zu dürfen, daß die materialistische Weltanschauung ein Ergebniß der neuesten »Wissenschaft« ist, denn ohne alle diese Wissenschaft, bei einer jetzt kindisch erscheinenden Physik, Chemie, Physiologie, Zoologie und Anthropologie ist das Resultat des Predigers doch dasselbe. Diese Lehren entstammen nicht der Wissenschaft, sondern sie entstammen dem menschlichen Willen, sic volo, sic jubeo, die Wissenschaft erzeugt sie nicht. Sollte die Wissenschaft nach strenger Methode hier ihre Beweise liefern, so müßte sie Alles, ja Alles wissen, sie müßte nicht ein mangelhaftes, sondern vollkommenes Bild der Welt haben, dann erst könnte sie behaupten, Mensch und Thier ist gleich, dann erst die Fortdauer nach dem Tode mit Grund läugnen. Nun müssen aber die Neuesten mit ihren reichen Detailkenntnissen ebenso wie der Prediger mit seinem geringen Wissen sagen, daß wir die Totalität der Welt nicht kennen, daß unsere kosmische Idee viel weiter ist als unser Wissen vom Kosmos, und so zeigt sich, daß hier Behauptungen aufgestellt sind auf Grund unseres

*) Ra'iti bimê heblî, d. h. als ich noch auf Erden wandelte sah ich.

Nichtwissens, daß man so schließt: weil ich's nicht weiß, so ist es nicht — und da liegt doch auf der Hand, daß dies kein wissenschaftliches Verfahren ist, sondern ein rabbulistisches Sophisma.

Doch wenden wir uns zum Prediger zurück. Ist Mensch und Thier gleich, so bleibt auch dem Menschen nur der sinnliche Genuß als Gut übrig, und das kann er sich doch nun nicht verschaffen, da die eherne Weltordnung — heute sagt man das Causalitätsgesetz — ihm keine freie Bewegung gestattet. Den Rädern dieser Weltmaschine unterliegt Jeder, sie zermalmt erbarmungslos, wen sie faßt, darum sind die Todten, die dem Sturme entrückt sind, glücklicher als die Lebenden, wohler aber als beide ist, wer nicht geboren ist. Auch hier liegt die Sophistik am Tage; daß die Todten nicht sind, das hat der Prediger vergessen zu beweisen, er hat es mit einer zweifelnden Frage nur supponirt. Hier wird es trotzdem als bewiesen angenommen und mit dieser erschlichenen Behauptung weiter operirt; aber wenn die Todten nun in Wahrheit nicht todt wären, woher weiß er, daß sie dem Gange der Weltmaschine entrückt, nicht mehr unter ihrem Getriebe schmachten? Mit welchem Rechte kann er sie, von denen er gar nichts weiß, glücklicher preisen als die Lebenden? Und wie oft wird die gleiche Betrachtung heute angestellt und dabei immer gethan, als ob es bewiesen wäre, daß die Lehre von dem Orte, wo ist Heulen und Zähnklappen, eine Fabel sei. Heißt das Untersuchen, heißt das richtig Denken? Wenn doch solche »Denker« nicht für sich das Privilegium der reinen Wissenschaft in Anspruch nehmen und ihren Gegnern nicht die Schmeicheleien der Beschränktheit, der Dunkelmänner, der egoistischen Volksbetrüger zuwerfen wollten!

So haben wir die Grundanschauungen des Predigers gewonnen, sie sind: der unabänderliche Weltlauf, die Wesensgleichheit von Mensch und Thier, das Lebensende zugleich Ende der individuellen Existenz überhaupt; Gott ist für ihn eigentlich nur ein Name, sein Wirken ist von dem Wirken des Causalitätsgesetzes durchaus nicht zu unterscheiden, wenn man für Gott im Prediger einfach Geschick oder Weltlauf einsetzt, so ändert das an seinen Gedanken nichts, er hat den Namen, der in seinem Volke nach der überlieferten Religion die weltregierende Macht bezeichnet, beibehalten, aber einen neuen Sinn damit verbunden, er bedeutet ihm Schicksal, Causalitätsgesetz, kurz Alles, was ein Epikuräer oder Stoiker als weltleitendes Prinzip etwa gelten lassen mochte.

Nachdem nun so durch eine ausgedehnte theoretische Betrachtung über die Maschinennatur der Welt, nach Proklamirung der mechanischen Weltansicht, das Urtheil im Allgemeinen feststeht, daß das Leben voll von Elend ist, ist es nicht weiter schwierig, den Erfahrungsbeweis für dies Elend beizubringen, und das thut der Prediger in der Fortsetzung seines Buches. Das Elend der Menschheit ist ja eine Thatsache, die das Denken immer wieder zu einer spekulativen Erklärung herausfordert, nicht über die Thatsache ist der Streit, sondern über die spekulative Begründung derselben. Hier sagte ein Neuester, die Dummheit des schöpferischen Willens sei die Ursache, vor solcher Naivetät hütet sich aber der Prediger, er wirft vielmehr die Frage gar nicht auf und gibt keine Erklärung, er begnügt sich mit dem Konstatiren der Thatsache. Was er nun von der Thatsache sagt, ist wahr, wenn auch oft übertrieben, und die knappe, drastische Schilderung des Elends in der Schrift des Predigers ist der Grund, um deßwillen man immer wieder nach dem Buche greift, wenn die eigene Gemüthsstimmung verdüstert ist, und darum seinen schwarzen Schilderungen Empfänglichkeit entgegenbringt. Der Prediger sieht die Welt, wie ich es einmal in einer alten Bilderbibel illustrirt fand, nicht rein an, sondern durch ein dickes Spinnweb, das der Zeichner vor das Fenster gezeichnet hatte, aus dem Salomo auf seine Lustgärten hinausblickt, die mit aller Herrlichkeit der Welt angefüllt sind.

Heben wir nun aus dieser in Beispielen gegebenen Darstellung des menschlichen Elendes Einzelnes heraus: Da ist ein großes Elend das Wettrennen nach Gewinn: ich sehe alle Mühe und alles Gedeihen der Arbeit, daß es im Wetteifer des Einen gegen den Andern besteht, und dies ist auch eitel und windiges Streben, ein Narr ist Derjenige, der dem Konkurrenten in den Arm fällt und ihn verleumdet — eine Hand voll Ruhe ist besser als zwei Fäuste voll Arbeit und Streben nach Wind. 4,4.

Dagegen wird empfohlen, sich mit den Menschen zu vereinen und gemeinsam zu wirken, statt sich zu bekämpfen: Da ist Einer ganz allein, hat keinen Sohn und keinen Bruder, und dennoch ist seiner Mühe kein Ende, sein Auge wird nicht satt von Reichthum und doch sollte er denken: Für wen quäle ich mich und entziehe mir den Genuß? Auch das ist eitel und ein übles Geschäft. Besser ist es zu zweit als allein, zwei haben Lohn für ihre Mühe, fallen sie, so richtet Einer den Andern auf, fällt Einer allein, so hat er Niemand ihm aufzuhelfen, gerirt sich ein Einzelner tyrannisch, so treten ihm zwei entgegen, und der dreifach gedrehte Faden reißt noch weniger. 4,10.

Da jagen die Menschen nach Geld und Gut, aber das nützt nichts, mehrt sich das Gut, so mehren sich die Esser, was hat der Besitzer davon als das Ansehen? 5,10. Der Schlaf des Arbeiters ist ruhig, mag er viel oder wenig Genuß haben, aber die Ueberfülle des Reichen läßt ihn nicht schlafen 5,11. Und wie vergänglich ist der Reichthum — ein Unheil ist es, wenn man das Ersparte verliert und dann nichts mehr hat, wozu also sich um Erwerb abmühen? 5,12 f. Welche Qual ist es, zu sehen, wie ein Anderer das, was man erworben, wegnimmt und genießt! Nicht geboren sein, ist besser, als das längste Leben unter solchen Umständen. Diese Vorstellungen wird heute gewiß Mancher nicht theilen, aber sind sie irgendwie schlechter begründet als die kosmologischen und psychologischen Sätze, die der Prediger vorher aufgestellt hat? Und warum theilen diese so Viele? Sollte das eine besondere Weisheit sein?

Nach Weisheit jagen Viele, aber sie nützt nichts; in einer belagerten Stadt hat ein armer Mann, der weise war, durch den Bau von Kriegsmaschinen die Stadt gerettet, aber wer dankt es ihm? 9,14. Ein Mann, der weise ist, kommt mit einem Mächtigen in einen Prozeß 6,10, seine Worte helfen ihm nicht, er wird verurtheilt.

Und nun das große Uebel der Welt, das Weib! 7,25. Bitterer als den Tod finde ich das Weib, sein Gemüth ist Fangstrick und Netz, seine Hände Fesseln, wer Glück hat, der wird vor ihm bewahrt, der Unglückliche wird von ihm gefesselt. Einen Mann findet man unter Tausend, aber ein Weib hat der Prediger unter Tausend nicht gefunden. Wenn man nun Alles überblickt, so sind Gerechte und Ungerechte (9,1: lies haresch'a'im) mitsammt ihren Werken in der Hand des Schicksals (der Text sagt Gottes), und der Mensch bemerkt keinen Vorzug ('ahaba) und keinen Haß (sin'a) gegen den Einen oder den Andern, derselbe Zufall ereilt Alle, Gute wie Böse, Reine und Unreine, mögen sie Opfer bringen oder nicht, schwören oder es lassen. Und das ist gerade das Hauptübel, daß Alle unter dem gleichen Zufall leben, und daß nach dem Tode Liebe wie Haß und Wetteifer ganz gleichgiltig sind, weil die Todten an der Welt keinen Theil mehr haben. 9,1–6.

Ist so über das Leben selbst als elend abgeurtheilt und seine Fortsetzung im Jenseits als Illusion abgewiesen, so fragen wir natürlich, wie regelt der Anhänger solcher Lehren sein Leben, d. h. wie ist seine Sittenlehre auf Grund solcher Ueberzeugungen beschaffen? Der Prediger ertheilt die bündige Antwort, genieße so viel du kannst: Geh, genieße in Freude dein Brod, trinke wohlgemuth deinen Wein, denn deine Werke sind schon lange vom Geschick bestimmt (ki kebâr rasa ha'elohîm eth ma'asecha). Zu jeder Zeit seien deine Kleider weiß, Salböl soll deinem Haupte nimmer mangeln. Genieße das Leben mit einem Weibe, das du liebst, alle Tage dieses deines eiteln Daseins, denn das ist deine Bestimmung im Leben und für die Mühe,

mit der du dich unter der Sonne abquälst. Alles, was du durch deine Kraft zu thun vermagst, das thue, denn im Todtenreich, wohin du gehen wirst, da gibt es nicht That, Berechnung, Wissen und Weisheit. 9,7.

Aber diese Anweisung für's Leben erscheint doch dem Prediger selbst ungenügend, er ergänzt sie durch praktische Nebenbestimmungen wie die, Mitgefühl zu hegen 7,4, die Mahnungen eines Weisen zu hören 7,5, langmüthig zu sein 7,8, von seinem Gute mitzutheilen 11,1 u. dgl. mehr. Ja er erhebt sich von seinem quietistischen Hedonismus sogar zur Mahnung, zu wagen und zu arbeiten ohne sich durch bängliche Vorsicht und Berechnung hindern zu lassen: Wer ängstlich nach dem Winde, ausschaut kommt nicht zum Säen, wer nach den Regenwolken blickt, kommt nicht zum Ernten ... säe am Morgen deinen Samen, laß am Abend deine Hand nicht rasten, denn du weißt nicht, ob dies glückt oder jenes, oder ob beides kommt, 11,4. Indessen allzuviel ist ungesund, man muß sich bei der Arbeit nicht übernehmen, sie ist gefährlich. Wer eine Grube gräbt, kann hineinfallen, wer eine Mauer durchbricht, den mag eine Schlange beißen, 10,8, und Vorsicht ist zu allen Dingen gut: Wenn eine Schlange beißt, ohne daß man den Heilspruch hat, was hilft nachher der Beschwörer? Es liegt auf der Hand, der Grundzug dieser Sittenlehre ist Quietismus, Passivität, es ist Ataraxie und Genuß, sie ist das Gegentheil einer Sittenlehre, die zum Kampf um die Verwirklichung eines sittlichen Ideales auffordert, eben weil der Pessimismus seiner Natur nach darauf verzichtet, ein sittliches Ideal sich zu bilden. Seine Moral ist: Gehen lassen und die Faust in der Tasche machen.

Aber, so wird man schließlich fragen, wie kommt denn das Alles in die Bibel? Diese Lehren können doch nicht eine Anweisung sein, wie ich mein eigenes Leben regeln soll! Gewiß nicht, aber die Bibel ist auch durchaus kein Buch, dessen Inhalt darin aufgeht, bestimmte Lehren für dies und jenes zu geben, obwohl sich ohne Zweifel für alle Sätze des Predigers die berichtigenden Gegensätze in anderen Theilen der Bibel finden und nachweisen lassen. Die Bibel bietet vielmehr eine ganz umfassende Schilderung des menschlichen Wesens nach allen seinen Seiten, sie liefert die Erklärung auch für den Satz, daß des Menschen Herz ein trotzig und verzagt Ding ist. Eine Aeußerung dieses Herzens ist auch der Pessimismus, von dem wir gesehen haben, daß er nicht durch die Wissenschaft, sondern durch das Gemüth erzeugt ist. Eine Schilderung auch dieser Seite des menschlichen Gemüthslebens dürfte in der Bibel nicht fehlen, es wäre ein Mangel, wenn wir nicht immer da, wo diese Weltanschauung wieder Boden gewinnt, was sich periodisch wiederholt, darauf hinweisen könnten: Hier im Prediger ist auch diese Nachtseite der menschlichen Empfindung gezeichnet, euer geflügeltes Wort, ihr Pessimisten, hat euch die Bibel geliefert, sie kennt euch und euere Lehre vollständig.

Ich kann nun nicht noch darauf eingehen nachzuweisen, daß die Lehren des Predigers nicht auf dem altbiblischen Grunde erwachsen sind, sondern daß es Lehren griechischer Philosophen, der Stoiker und Epikuräer sind, die der Prediger zu einer Art von Popularphilosophie für sich und Gleichgesinnte, für die »Wir« seiner Zeit, verarbeitet hat, ich deute dies nur an, um den Schluß zu ziehen, der sich daraus ergibt: Der Prediger ist das jüngste Buch des alten Testamentes, er kann erst nach dem Eindringen griechischen Wesens in Palästina also, erst nach 300 geschrieben sind, ist aber aus weitern Gründen, die nur in einer fachgelehrten Explikation darstellbar sind, noch jünger und etwa von 160 ab zu setzen.

So ist es dann geschehen, daß eine populäre Darstellung der Resultate naturalistischer griechischer Philosophie, denen die naturalistische Philosophie jeder Zeit immer ähnlich sein wird, ohne die systematische Begründung, die sich in allen Zeiten verschieden gestaltet, in die Sammlung der heiligen Schriften aufgenommen ist, damit sie für alle Zeit bezeuge, zu welchem Ergebnisse die naturalistische Philosophie kommt. Der Prediger zeigt, wie der abtrünnige Jerobeam die goldenen Kälber, so die Götzen des Naturalismus.

Nicht ohne Kampf ist endlich die Aufnahme des Predigers in die Sammlung der Schriften vollzogen, Spuren verschiedener Schätzung sind in mehreren Stellen des Talmud aufbewahrt, wir aber loben die Sammler, daß sie sich durch Bedenken über die Richtigkeit der einzelnen Aussprüche des Predigers nicht haben hindern lassen, ein Werk aufzunehmen, das zur vollen Schilderung menschlicher Seelenkämpfe unentbehrlich ist. Dabei haben sie es aber nicht versäumt, die Leser anzuweisen, wie sie das Buch lesen sollen, und diese klare und ruhige Mahnung sei mein letztes Wort, sie gilt auch gegenüber allen Verfassern gleichartiger Werke in späteren Zeiten: Der Prediger, der ein Weiser war, hat das Volk unterrichtet, er hat erwogen, geprüft und viele Sprüche hingestellt. Er hat sich gemüht, wohlgefällige Worte zu finden, aber wahrhaftige Worte sind ein rechtes Buch. Die Worte der Weisen sind wie Stacheln und eingepflanzte Nägel, Glieder einer Schule überliefern sie von einem Meister. Uebrigens, mein Sohn, hüte dich viele Bücher zu machen ohne Ende, und das viele Forschen ist eine Qual für den Leib. Summa: Alles hört man an, du aber fürchte Gott, halte seine Gebote, denn dies ist der ganze Mensch, denn jegliches Thun bringt Gott in ein Gericht, das über alles Verborgene ergeht, mag es gut sein oder böse.

Die Internationale Kunstausstellung in München.

Von Friedrich v. Goeler-Ravensburg
— Baden-Baden. —

IV.

Die deutsche Plastik ist, wie ich schon zu Eingang bemerkte, nur unvollständig vertreten; es ist eine verhältnißmäßig nur kleine Zahl von bedeutenden Arbeiten da, und unter diesen sind die Portraitbüsten vorwaltend. In erster Linie sind die Arbeiten von Michael Wagmüller in München zu nennen, einem der talentvollsten Vertreter der realistischen Richtung, der in seinen Werken eine schöne malerische Wirkung erreicht, ohne den plastischen Stil dadurch zu verletzen. Eine schöne, gediegene Schöpfung ist sein »Grabmonument« in Gyps (für sein Töchterchen), dessen Komposition die folgende ist: auf einem antiken Sarkophage sitzt eine edle weibliche Gestalt in griechischer Gewandung und Frisur, die Rechte hält eine Palme, die Linke eine Tafel, darauf der Name der Verstorbenen steht; vor dieser sitzt ein nacktes kleines Kind, das Portrait des dahingeschiedenen. Die ganze Komposition ist sehr glücklich; die weibliche Gestalt hat schöne, harmonische Formen, die aber dabei sehr lebenswahr und gar nicht konventionell sind; würdige, vornehme Auffassung, warme Empfindung und gediegene Ausführung zeichnen dieses Werk aus. — Eine reizende Genregruppe — ich glaube, die beste der Ausstellung — ist sein »Mädchen mit Kind« (in Marmor). Ein kleines Mädchen, nur mit einem Hemd bekleidet, trägt ein Kind, das rittlings in seinem Nacken sitzt und mit ängstlicher, weinerlicher Miene herab schaut, während das Mädchen mit allerliebstem, etwas schelmischem Gesichtsausdruck das Köpfchen nach ihm emporwendet. Diese Gruppe ist ungemein reizvoll bewegt, lebendig und anmuthig; beide Figuren sind äußerst fein individualisirt, sie sind völlig natürlich und naiv, dabei so recht liebenswürdig; da ist keine Spur von Geziertheit und Affektirtheit, wie in italienischen Genregruppen. Sehr lobenswerth ist die Technik, besonders die Behandlung der Marmoroberfläche, die in der Hauptsache mit dem Meisel ohne Anwendung des Raspels fertig gemacht ist, wodurch sie etwas Freies, Markiges, Lebensvolles erhält. — Die vier Portraitbüsten (in Gyps) von J. v. Liebig, Dr. Steinsdorf, Fr. Lachner und Owen zeichnen sich aus durch scharfe Charakteristik, geistig belebten Ausdruck und klare, energische Behandlung, frei von aller Glätte; das Fleisch ist weich, ohne

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

verschwommen zu sein. — Hieran reihen sich zwei sehr hervorragende Arbeiten von J. Kopf in Rom. Die eine ist eine kleine Marmorgruppe: »Joseph und Potiphar«. Das verführerische Weib sitzt auf seinem Lager und umschlingt mit seinen Armen den Leib des schönen, tugendhaften Jünglings, der sich aus dieser Umarmung loswinden will. Die sich in dieser Scene darbietenden, ästhetisch sehr wirksamen Bewegungsmotive, das Umschlingen, Sichlosringen u. s. w., hat der Künstler sehr gut benützt und dadurch eine dramatisch-lebendige, mannigfaltige Komposition, vortreffliche rhytmische Gegensätze und schöne Kontrastwirkungen in den Körpertheilen erreicht, sowie die Formen, die Modellirung der Körper zu hervortretender Geltung gebracht. Die Gestalt der Potiphar ist sinnlich frisch und üppig, ohne aber irgend die Grenze des Schönen zu überschreiten; der Jüngling ist ein schönes Bild männlicher Kraft und jugendlicher Frische. Die technische Ausführung ist sorgfältig und gediegen. — Die andere Arbeit, eine »Portraitbüste« (des Malers N. Schrödl in Berlin) zeigt Kopfs hohe Begabung für das Portraitfach. Frappante Aehnlichkeit, treffliche Charakteristik, feine Individualisirung, Lebenswärme und elegante Auffassung zeichnen diese Büste aus; die Behandlung ist energisch und männlich, während Kopfs Büsten dann und wann ein wenig zu ideal und fein für Männerköpfe sind. Unter anderen meisterhaften Zügen ist besonders die Haltung des Kopfes zu nennen, die für die Charakterisirung der Persönlichkeit äußerst wichtig ist. — Ad. Hildebrand in Florenz, der bedeutendste unter den jüngeren Bildhauern Deutschlands und einer der talentvollsten Vertreter des modernen Realismus, ist leider nur durch ein »Hautrelief, weibliches Brustbild«, und eine »Weibliche Portraitbüste« vertreten. Innere Wahrheit, im besten Sinn eleganter Vortrag und brillante Technik zeichnen sie aus. — Eduard Müller in Coburg-Rom führt uns in seiner Bronzestatue »Ecco il moccolo« eine Gestalt aus dem letzten Abende eines römischen Karnevals vor, eine Römerin, welche mit der Rechten den Moccolo (Licht) hoch emporhält, um ihn vor dem Ausgeblasenwerden zu bewahren. Es ist eine fein und elegant aufgefaßte Gestalt, voll liebenswürdiger Grazie und Frische. Der lebhafte, lustige, kecke Gesichtsausdruck ist besonders gelungen. — Eine viel bedeutendere Leistung desselben Künstlers, neben Wagmüller die beste Sculptur der Ausstellung, ist »Eva und ihre Kinder«. Hier ist gesunder Realismus und ideale Auffassung, volle Naturwahrheit und echte Schönheit vereinigt; da sind prächtige, schwellende und doch reine, edle Formen, da ist großer Stil und freie Behandlung und vor Allem eine herrliche plastische Ruhe. Zu bezeichnen wäre die Gruppe besser als »Mutter mit ihren Kindern«, denn eine Eva müßte heroischer aussehen — daß dies nicht der Fall, ist durchaus nicht zu bedauern. — R. Diez in Dresden hat eine originelle Genrefigur (in Gyps) ausgestellt: »Der Gänsedieb«. Es ist ein junger Bursche in sehr defektem Anzug und mit konfiszirtem Gesicht, der eine gestohlene Gans unter dem Arme trägt; er ist mit drastischer Lebenswahrheit und viel Humor behandelt. Nur hat sich der Künstler sehr im Maßstabe vergriffen: die Figur ist über lebensgroß, das paßt für das Erhabene, heroische, nicht für eine Genrefigur, besonders eine komische; sie müßte zehnmal kleiner sein. — J. Hirt in München hat »Eurydice« dargestellt, wie die Schlange sie in die Ferse beißt, eine Gestalt von lebensvoller Schönheit, edler Haltung und individueller Gesichtsbildung. — Sußmann-Hellborn in Berlin bringt ein »Dornröschen«, in einem Lehnstuhle, der von Rosenranken umschlungen ist, schlafend, die Spindel zu ihren Füßen. Dornröschen ist eine ziemlich lebenswahre Gestalt, etwas sentimental, aber recht gelungen in der Bewegung. Das übrige Arrangement geht rein auf äußerlichen Effekt. Zwei Marmorreliefs »Eva und ihre Kinder« und »Italienische Spinnerin« sowie eine Büste (Gyps) B. Auerbachs sind erwähnenswerth. — Der konventionelle Idealismus ist durch C. Cauer in Kreuznach vertreten. Seine »Hexe«, »Quelle« und »Fischermädchen am Strand«, drei lebensgroße Marmorstatuen, sind für das große Publikum sehr »schön«, aber sie entbehren der inneren Wahrheit, der Natürlichkeit, Formdurchbildung und individuellen Charakteristik. Es sind immer dieselben »mustergültigen« Typen des Pseudoidealismus, die nach geringen äußerlichen Variationen betitelt sind. Die »Hexe« ist eine junge, schöne Gestalt; wenn man ihr die Fledermausflügel wegnimmt, kann man sie gerade so gut als »Quelle« oder »Fischermädchen« oder sonst was bezeichnen; warum das Fischermädchen völlig nackt auf dem Strand herumläuft, ist auch nicht abzusehen. — Sehr schön ist die »Pudicitia« (Marmor) von G. Feurstein in Rom und der »Faun mit Hund« (Bronzestatuette) von A. Sommer in Rom. — Eine vorzüglich durchgebildete, fein individualisirte charakteristische männliche Portraitbüste (in bronzirtem Gyps) hat W. Rümann in München gebracht; auch dessen »Dachauerin« (Bronzebüste) und »Männliche Büste in Mailänder Rüstung« sind nennenswerth. — Zu loben sind auch die Büsten Ernst Possarts und Nachbauers von M. Spieß in Rom, die Portraitbüste eines Kindes von Karl Begas in Berlin (nicht mit Reinhold B. zu verwechseln!) und die Büste des Gymnasiumsdirektors G. Wendt von H. Volz in Karlsruhe; letztere ist frappant ähnlich und sehr gut aufgefaßt.

Hiermit haben wir unsere Wanderung durch die deutsche Abtheilung beendet.

Oesterreich und Ungarn.

Die österreichische Historienmalerei hat neuestens zwei Meisterwerke ersten Ranges geschaffen, die unstreitig zu den größten Schöpfungen der Kunst unseres Jahrhunderts gehören; es sind das kolossale Bild von Hans Makart: »Einzug Karls V. in Antwerpen« und das große Bild des Ungarn M. Munkazsi in Paris: »Milton seinen Töchtern das Verlorene Paradies, diktirend«. Makarts Bild ist — zur Zeit wenigstens — nicht auf der Münchener Ausstellung; wie soeben verlautet, soll es jedoch in nächster Zeit dahin kommen; wenn dies der Fall ist, werde ich noch später Gelegenheit nehmen, dasselbe zu besprechen. Bis jetzt bildet der »Milton« von M. Munkazsi den größten Glanzpunkt der österreichischen Abtheilung. Dieses Meisterwerk hat schon auf der vorigjährigen Pariser Ausstellung und in Berlin den größten Beifall geerntet; nicht weniger wird es jetzt in München bewundert. Es ist ein großer, echt historischer Stil in dem Bilde; da ist keine Spur von Gemachtem und Theatralischem zu finden. Munkazsy ist durchaus Realist; das Bild zeigt frappante Lebenswahrheit, aber doch ist ein idealer Hauch, ein Zauber von Schönheit über das Ganze ausgebreitet. Edle Hoheit und Begeisterung spricht aus den Zügen des erblindeten, greisen Sängers; liebenswürdige Anmuth zeigen die Gestalten der drei Töchter, deren eine das Vorgetragene zu Papier bringt, während die beiden anderen mit andächtiger Bewunderung zuhören. Gemüthlich und heimlich ist das Wohngemach, man sieht, diese Menschen leben darin, gehören da hinein. Bewundernswerth ist die Ausführung aller kleinen Details; man sehe z. B. nur die Falten der Tischdecke. Dabei ist aber die Technik durchaus energisch und breit, ohne jedes Streben nach kleinen Effekten. Die Farben sind, abgesehen von einem etwas dunkelgrauen Grundtone, äußerst lebendig. — Neben Munkazsi ist die Historienmalerei noch durch ein zweites großes Bild vertreten: »Die Gesandten König Ladislaus' von Ungarn und Böhmen am Hofe Karls VII. von Frankreich« von V. Brozik in Paris. Das Bild steht zwar hinter Munkazsi sehr zurück, ist aber sonst eine ganz bedeutende Leistung. Die bei weitem beste Figur ist Magdalena, die Tochter Karls VII., um deren Hand die Gesandten anhalten; mit gefalteten Händen und prächtig gesenkten Blick steht sie da, eine echt jungfräuliche, liebreizende Gestalt. Auch zwei der ungarischen Großen, sowie der Priester mit dem Pergament und die Dame mit dem Schmuckkistchen sind recht lebensvoll und charakteristisch; schlecht sind dagegen

der König und die Königin. — Außerdem ist die historische Kunst noch durch ein Schlachtenbild vertreten: »Sieg der Oesterreicher über die Türken bei Martinostic am 22. September 1789« von L. L'Allemand in Wien, eine anerkennenswerthe Leistung, geschickt komponirt und solid durchgeführt.

Unter den mythologischen Bildern sind drei hervorzuheben. Ein sehr ansprechendes Bild ist »Undine, den Erzählungen einer Gespielin aus dem Wasserreiche lauschend« von W. Kray in Wien. Undine sitzt auf einem Felsen, der aus der nächtigen See hervorragt, neben ihr ihre schilfbekränzte Gespielin; ein mildes zauberisches Licht ergießt sich über sie und bildet gleißende, flimmernde Reflexe auf den nackten Körpern und den durchsichtigen, silberdurchwebten Gewändern. Ein echter Duft von Romantik liegt über dem Ganzen. — Einen Stoff der altnordischen Mythologie behandelt J. Schmid in »Hagen und die Rheintöchter«. Wir sagten schon früher, daß die Gestalten der nordischen Mythologie für die bildende Kunst nicht besonders geeignet sind; sie sind zu nebelhaft, phantastisch, unbestimmt und lassen sich nicht in Linien und Farben einbannen, oder sie verlieren ihren Charakter und werden leere Schemen. Hagen ist noch am ehesten bildlich darstellbar, dagegen steht es mit den Rheintöchtern in dieser Hinsicht schlimmer. Schmid's Bild hat wie die meisten derartigen einen theatralischen, opernhaften Zug, was daher kommt, daß die Künstler diese Gestalten meist den Bühnenaufführungen entnehmen. Die Kompositon ist geschickt, die Ausführung dürfte feiner sein; die Rheintöchter sind zu naturalistisch gehalten, diese Busen und Unterleiber sind nicht nixenhaft. — Beachtenswerth ist schließlich »Perseus und Andromeda« von G. Wertheimer in Wien. Andromeda ist am Felsen gefesselt, über ihr durch die Luft stürmt Perseus mit dem Medusenhaupt. Die Verkürzung bei dem Perseus ist etwas gewagt, sonst ist die Komposition lobenswerth.

Unter den Genrebildern sind keine Leistungen ersten Ranges. Ein humorvolles, hübsch komponirtes und gut gemaltes Bild ist »Das Gelübde der Armuth« von C. Karger in München. Ein hoher geistlicher Würdenträger sitzt bei der wohlgedeckten Tafel, ein hübsches Mädchen servirt, während ein Bettelmönch, der ihm ein Schreiben überbringt, mit neidischen Augen zusehen muß. — Fleißig gemalt, aber nicht besonders interessant sind »An einem Festtage in Venedig« und »Eine ernste Geschichte« von E. Ritter v. Blaas in Wien. Bei letzterem ist die Bedeutung des Dargestellten unklar: in dem Gesichte des alten, dicken Geistlichen ist Erstaunen und Empörung sehr gut ausgedrückt, das junge Mädchen schlägt die Augen nieder, die alte Frau ist sehr erregt, aber um was handelt es sich? — Ein sehr lebendiges und farbenprächtiges Genrebild von ethnographischem Charakter ist der »Markt in Arabien« von C. L. Müller in Wien. — Drei bedeutende Thiergenrebilder bringt C. R. Huber in Wien: »Pferderennen«, »Hetzjagd« und Kameelwettrennen«, die Auffassung ist genial, die Zeichnung besser als das Kolorit; einzelne Züge sind sehr humoristisch. — Nennenswerth ist noch der »Antiquar« von Rosa Schwenninger in Wien.

Im Portraitfach ist Oesterreich sehr gut vertreten. Wir haben hier zwei der bedeutendsten Bildnißmaler der Gegenwart: Canon und Angeli.

H. Canon in Wien ist vor Allem ausgezeichnet als Repräsentationsmaler; mit derselben Gewissenhaftigkeit und Meisterschaft wie den Kopf behandelt er auch die ganze Figur, die Toilette, Uniformen und Orden, Spitzen und Schmuck; im Arrangement entfaltet er großen Geschmack; seine Auffassung ist lebenswahr und charakteristisch. Das »Portrait der Frau Gräfin Schönborn« (Kniestück, Lebensgr.) und das »Portrait des Dr. C. Frhrn. v. Felder« sind vortreffliche Leistungen, besonders das erstere. Eigenthümlich ist der gelbliche Grundton im Kolorit, besonders im Inkarnat; das Kolorit des Damenportraits erinnert an die alten niederländischen oder deutschen Meister, besonders an van Dyk. Auffallend ist bei beiden Portraits ein gemeiner Zug um den Mund.

H. v. Angeli in Wien (geb. 1840) erfaßt mit großer Schärfe die äußere Erscheinung und gibt sie prägnant wieder, dagegen steht er in der psychologischen Auffassung zurück und bringt die Seele, den Charakter wenig zum Ausdruck. Diesen Mangel zeigen auch seine beiden Portraits des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen (Pendants, Kniestücke, Lebensgröße). Trotz bewundernswerther malerischer Kraft lassen sie kalt und verlieren nur noch bei längerem Beschauen. Etwas seelenvoller und charakteristischer ist ein zweites kleines Portrait der Kronprinzessin. Die Technik Angeli's ist stets brillant, doch wendet er sich entschieden von der koloristischen Richtung ab. — Unter den Portraits glänzt auch der berühmte Name: Hans Makart, ich sage: der Name, nicht das Werk, das Portrait einer Dame im Kostüm des 18. Jahrh. (ganze Figur, Lebensgr.). Bis jetzt ist Makart nur durch ein Portrait vertreten. Hans Makart (geb. 1840), der genialste Vertreter des modernen idealistischen Kolorismus, der Maler des Genußlebens, ist durch Reichthum der Phantasie, Gestalten bildende Kraft und Schönheitszauber ausgezeichnet, aber wahrheitsvolle Wiedergabe der Natur und innerliche Erfassung eines Charakters ist nicht seine Sache, und deßhalb fehlen ihm die nothwendigen Bedingungen zur Bildnißmalerei; seine Portraits sind nur Kostümfiguren. So auch das in Rede stehende: der Kopf ist leer und nichtssagend, das Inkarnat ermangelt der Naturwahrheit, dagegen ist das Kostüm ein prächtiges Farbenbouquet, nur zieht sich wieder ein gelblicher Ton durch das Kolorit. — Sehr tüchtig gemalt und höchst lebendig aufgefaßt sind die fünf Portraits von Ch. Griepenkerl in Wien: Schmidt, Eitelberger, Zumbusch, Hansen, Ferstel. — Recht gut ist das Miniaturportrait einer sitzenden Dame (ganze Fig.) von C. Probst in Wien; es ist eine echte kokette Wienerin.

Der bedeutendste Vertreter der Landschaft ist E. R. v. Lichtenfels in Wien; von seinen Bildern »Gipfel des Aetna« und »Schlermengruppe bei Bozen« ist das letztere das ansprechendere. Er verfolgt einen gemäßigten Kolorismus, Luft und Farbe sind ruhig; beide Bilder zeigen große Wahrheit, dabei Stilgefühl: er benutzt die Natur gewissenhaft, aber er kopirt sie nicht; die Technik ist einfach, ohne alles Streben nach Effekt. — Recht hübsch und talentvoll sind »Motiv aus Holland« und »Spätsommer« von Tina Blau in Wien; besonders das letztere ist recht fein und poetisch. — Voll Kraft und drastischer Naturwahrheit ist der »Gewittersturm« von R. Ruß in Wien, ein wildes Naturbild: schwarze, schwere Wolken, der brausende, von aufgewühltem Erdreich gelb gefärbte Wildbach, die geknickten Baumäste — Alles sehr gut gemalt. Die beiden Architekturbilder von Ruß, »Schloß Petersberg bei Frisach, Kärnthen« und »Italienischer Brunnen« sind in Zeichnung, Kolorit und Beleuchtung sehr zu loben. — Gute Architekturbilder sind auch »Griechisches Theater in Taormina« und »Am Brunnen (Taormina)« von A. Schoene in Wien, ersteres mit landschaftlichem, letzteres mit Genreelementen. — Von Thierbildern ist nur eines zu nennen: »Heimkehrende Viehheerde« von C. Bühlmayer in Wien.

Die Aquarellmalerei ist unter den Oesterreichern in glänzendster Weise vertreten durch Ludwig Passini in Venedig (geb. 1832), ein Meister des Aquarells, dem nur sehr Wenige sich an die Seite stellen. Das von ihm ausgestellte Aquarell, »Die Messe von Chioggia«, stellte dar einen Theil des Seitenschiffes einer Kirche, den Altar, an dem der Priester eben die Messe celebrirt, und die vordersten Bankreihen mit einer Anzahl Andächtiger. In diesen letzteren liegt eine bewundernswerthe Fülle von Charakteristik; jede Haltung, jeder Gesichtsausdruck ist verschieden. Passini besitzt eine eminente Kraft der Individualisirung und vereinigt die Schönheit mit höchster Wahrheit und Unmittelbarkeit; die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Technik ist zwar ein wenig trocken und breit, sonst aber ganz vorzüglich und von Wenigen erreicht.

In der Plastik hat Oesterreich wenig Bedeutendes geleistet. Recht gut und besonders in der Draperie geschmackvoll sind die elf Büsten von V. O. Tilgner in Wien: Fürstin Karoleth, Bettina von Rothschild und H. Lobmayer in Marmor, Frl. Wolter und H. Dittmar in Bronze, Fürstin Salm und Maler Schönn in Gyps, Fürstin Kinsky, Dr. Boné und ein Studienkopf in Terrakotta. — Lebendig und charakteristisch sind die Büsten von C. Godebeky in Paris: Graf Zichy in Bronze, Dr. Borggraene in Marmor. Einige hübsche kleine Bronzegruppen und Figürchen: »Wein«, »Faun«, »Kußgruppe«, »Bacachantin« hat O. Koenig in Wien ausgestellt. — Der »Modellskizze des Beethoven-Denkmals« (Kolossalbüste) und der Büste von Dr. v. Stremayr von C. Zumbusch in Wien fehlt das rechte Leben, Freiheit und innerliche Charakteristik.

Frankreich.

Neben Deutschland nimmt Frankreich, wie im modernen Kunstleben überhaupt, so auch auf der Münchener Ausstellung entschieden den ersten Platz ein: es sind die beiden Großmächte der Kunst, denen keine dritte zur Seite steht. Man war allgemein auf die französische Abtheilung sehr gespannt, um so mehr, als seit längeren Jahren Frankreich sich zum ersten Male an einer deutschen Kunstausstellung betheiligt; die lange Verzögerung der Eröffnung der französischen Säle — zwei wurden in der ersten Woche, die übrigen erst Mitte des Monat August zugänglich — vermehrte die Spannung noch: trotzdem glaube ich nicht, daß diese Erwartungen enttäuscht wurden, denn die französische Kunst hat sich wirklich im glänzendsten Lichte gezeigt. Der Gesammteindruck der französischen Abtheilung übertrifft den der deutschen insofern, als sie eine sorgfältige Auswahl des Besten ist und deßhalb nur sehr wenig Mittelgut und Werthloses enthält, während dieses in der deutschen Abtheilung in Folge der um so viel größeren Zahl von Werken vielfach anzutreffen ist und den Eindruck stört. Auch das äußere Arrangement der französischen Abtheilung ist sehr hübsch; sie umfaßt vier große Säle und vier Kabinette. Der erste Saal ist ein architektonisch schön ausgestattetes Oktogon mit einem Bassin und Springbrunnen in der Mitte, um welches Statuen, Vasen, Bronzen aufgestellt sind; der dritte (größte) Saal ist elegant möblirt; auf einer langen Tafel in der Mitte sind die illustr. Werke aufgelegt.

Ehe ich die Besprechung der einzelnen Gemälde beginnen, will ich eine allgemeine Betrachtung über die französische Malerei und eine Vergleichung derselben mit der deutschen vorausschicken.

Was die einzelnen Gattungen betrifft, so ist die französische Malerei der Deutschen in den Figurenbildern im Allgemeinen überlegen. Am meisten steht Deutschland im mythologischen Bilde zurück; hier leistet die deutsche Malerei nur selten Bedeutendes, während die französische glänzende Werke aufzuweisen hat. Auch in der religiösen und allegorischen Malerei leisten die Franzosen relativ Bedeutendes, während sie in Deutschland fast gar nicht kultivirt wird. Im historischen Gemälde und im Portrait hat Frankreich wenigstens im Durchschnitte einen gewissen Vorrang, insbesondere hat es eine viel größere Zahl monumentaler Werke aufzuweisen. Im Genre dürften sich beide Nationen wesentlich gleichstehen; das kleinere, gemüthliche und humoristische Genre und die Familienscenen sind in Deutschland besser vertreten. In der Blumenmalerei und dem Stillleben sind die Franzosen entschieden voran, schon durch ihr geschmackvolles Arrangement; dagegen wird Frankreich auf einem Gebiete von Deutschland entschieden übertroffen, das ist die Landschaft. Hier hat Deutschland eine Menge brillanter Leistungen aufzuweisen, insbesondere was Stimmung und poetische Auffassung betrifft.

Die glänzendste Seite der französischen Malerei ist ihre Technik; hier muß Deutschland entschieden zurückstehen. Die Franzosen haben eine farbensatte Kraft und eine malerische Tiefe, wie sie in Deutschland selten zu finden. Bei den meisten deutschen Gemälden sehen wir nur eine undurchsichtige farbige Oberfläche und wissen sofort, daß wir bemalte Leinwand vor uns haben; bei den Franzosen hat die Farbe etwas Durchscheinendes, wir glauben durch die Oberfläche hindurch in das Innere hineinsehen zu können. Ein fernerer Vorzug der französischen Technik sind die vertriebenen Contouren, im Gegensatz zu den harten, scharfen Umrißlinien, die sich meist bei den Deutschen finden.

Mit der vorzüglichen Technik hängt es zusammen, daß die Franzosen in der Gegenwart die größten Meister in der Darstellung des Nackten sind; wir stehen hier, mit wenigen Ausnahmen, sehr zurück. Die Meisterschaft auf diesem Gebiete oder das Bestreben, sie zu erreichen, ist die Hauptursache, daß wir in der französischen Kunst so viel nackte Figuren treffen, während sie in der deutschen äußerst selten sind. Ich glaube entschieden, daß der Mangel des Könnens, nicht unsere Tugendhaftigkeit daran schuld ist, daß wir so wenig nackte Figuren darstellen; dagegen ist auf der anderen Seite eine unläugbare Thatsache, daß die französische Malerei nicht immer rein künstlerische Motive hat, sondern ganz im Gegentheil oft sehr frivole; d. h. daß viele ihrer nackten Gestalten unter mythologischem oder allegorischem Deckmantel nur auf raffinirten Sinnenreiz berechnet sind. So sind eben überall Licht- und Schattenseiten.

Was die Prinzipien und Richtungen betrifft, so sind in der gegenwärtigen französischen Malerei wie in der deutschen alle möglichen zu finden: der konventionelle und der echte Idealismus, der Naturalismus und der Realismus, der Kolorismus und der alte religiöse Nazarenerstil. Der echte Idealismus ist in Frankreich glänzender vertreten als in Deutschland (Bougereau); der Naturalismus ist oft noch extremer, aber trotzdem wird er doch niemals zur Herrschaft des Häßlichen und Trivialen, wie hie und da in Deutschland. Die Mitte, der feine Realismus dürfte dagegen am hervorragendsten in der deutschen Malerei vertreten sein.

Die Auffassung der Aufgabe oder des Wesens der Kunst ist bei den Franzosen insofern richtiger als bei den Deutschen, als diese das Interesse an einem Kunstwerke mehr in dem Gegenstande, dem Gedankeninhalte desselben, die Franzosen mehr in dem spezifisch künstlerischen, d. h. dem rein auf die Phantasie und Anschauung, nicht auf das abstrakte Denken wirkenden Gehalte desselben finden. Die Kunst hat es mit Bildern für die Imagination, die Anschauung, nicht mit Gedanken für den Verstand zu thun. Der französische Genremaler will vor Allem ein künstlerisch werthvolles Bild malen, der Deutsche sehr oft in erster Linie eine interessante Szene vorführen, eine hübsche Geschichte erzählen. Schließlich muß ich noch eines Unterschiedes gedenken, der zu Gunsten Deutschlands spricht. In der deutschen Malerei finden wir fast durchgängig eine gesunde Natürlichkeit und Unbefangenheit und eine sittlich reine edle Gesinnung, in der französischen Malerei dagegen vielfach eine gezierte Absichtlichkeit und theatralisches Paradiren, anderseits eine raffinirte Frivolität, einen sittlichen und ästhetischen Hautgout und Moderduft, eine Vorliebe für Darstellungen der Sinnlichkeit und für Stoffe aus den Zeitaltern der Decadence. Allerdings gilt dies hauptsächlich für die Kunst des zweiten Empire, von dessen sittlicher Fäulniß natürlich auch sie angesteckt wurde; jetzt scheint eine reinere Gesinnung in der Kunst durchdringen zu wollen und den in München ausgestellten Werken kann man den genannten Hautgout und Moderduft, wenigstens der Hauptsache nach, durchaus nicht zum Vorwurfe machen. Die Auswahl mag allerdings eine sorgfältige sein.

Im Wesentlichen wiegen sich Vorzüge und Schattenseiten in der Malerei beider Nationen so ziemlich auf; ganz so

günstig ist der Vergleich allerdings für Deutschland nicht ausgefallen, wie für Frankreich; man darf aber nicht vergessen, daß wenn auch im Durchschnitte die deutsche Malerei etwas zurücksteht, wir doch jedenfalls Künstler haben wie Piloty, Feuerbach, Deffregger, Max, Menzel, Fritz Kaulbach, Knaus, G. Richter, Lenbach (abgesehen von den Landschaftern), die einen Vergleich mit den Franzosen nicht zu scheuen haben. Goethe sagte einmal: »Da streiten die Leute immer, wer von uns größer ist, Schiller oder ich, anstatt daß sie sich freuen, daß zwei so tüchtige Kerle da sind.« Paßt das nicht auf die deutsche und französische Kunst?

Bücherschau.

Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Fall Napoleons III. Von Karl Hillebrand. I. Band. Die Sturm- und Drangperiode des Juli-Königthums (1830 bis 1837). Gotha Fr. A. Perthes 1877.

Wir haben an anderer Stelle dieses Blattes näher angeführt, welch gründlicher Kenner Frankreichs Karl Hillebrand ist und welche Vorzüge seine Thätigkeit als Schriftsteller auszeichnen. Alles, was dort (bei Besprechung des Buches „Frankreich und die Franzosen") gesagt ist, trifft auch bei Beurtheilung des vorliegenden ersten Bandes eines Werkes zu, das einen Bestandtheil der von W. v. Giesebrecht herausgegebenen Geschichte der europäischen Staaten bildet. Indem wir uns für jetzt begnügen, auf diesen schon vor zwei Jahren erschienenen Band hinzuweisen, behalten wir uns vor, nach dem bald bevorstehenden Erscheinen des zweiten Bandes auch auf diesen ersten Theil zurückzukommen und an der Hand des geistvollen Werkes uns eingehender mit dem Juli-Königthum zu beschäftigen. F. v. W.

Kommunistische Idealstaaten von Dr. A. Gehrke, Bremen. Verlag von C. Schünemann. 1878.

Es war ein recht glücklicher Gedanke, aus der überreichen Menge von Versuchen, das Ideal eines Staates zu konstruiren, wie sie im Laufe der Jahrhunderte angestellt worden sind, vier hervorragende Werke herauszugreifen und in kurzen und charakteristischen Skizzen zur Anschauung zu bringen, vier Werke, deren Verfasser, wenn auch nach reinen Idealen strebend, dennoch Kinder ihrer Zeit blieben, deren Realität sich daher überall in ihren Projekten wiederspiegelt. „In dem Gerechtigkeitsstaat des Plato" — sagt der Verfasser sehr richtig — „tritt uns die aristokratische Gesinnung des Alterthums mit ihrer ganzen Schroffheit entgegen; Utopia, wo die natürlich lebenden Menschen des Thomas Morus wohnen, durchweht der Geist kühn reformirender christlicher Weltanschauung, der Sonnenstaat des Campanella gibt das Ideal eines Humanisten, der im Wissen das Heil der Völker sieht; Cabet's Ikarien endlich entrollt uns ein Bild von der Herrlichkeit des Kommunismus, wie ihn die Genußsucht des neunzehnten Jahrhunderts träumt." Man wird das kleine Buch mit Vergnügen durchlesen und manche Anregung aus dessen anziehendem Inhalt schöpfen. F. O.

Patriotisches Gedenkbuch in Prosa und Poesie von der Auflösung des Deutschen Reiches im Jahre 1806 bis zur Wiederaufrichtung desselben im Jahre 1871, herausgegeben von Dr. Carl Ruthardt und Wilhelm Föhr in Ludwigsburg. Stuttgart. Verlag von Levy und Müller 1879.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke der Herausgeber, die wichtigsten Momente der vaterländischen Geschichte von den Unglückstagen des Jahres 1806 bis auf die Sieges- und Ehrenzeit des Jahres 1871 durch literarische Denkmale in Prosa und Poesie zu fixiren. Der Schwerpunkt des Buches liegt mehr auf dem patriotischen als auf dem literarischen Gebiete. Es will vor Allem den nationalen Gedanken in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes kräftigen. Aber im Großen und Ganzen kann auch vom literarischen Standpunkte aus die Durchführung der Idee, von der die Herausgeber ausgingen, als gelungen bezeichnet werden. Wenn schon jeder Deutsche, der Freude an seinem Vaterlande und dessen neuester Geschichte hat, mit Vergnügen in diesem Buche lesen wird, so hat dasselbe doch eine ganz besondere Bedeutung für die deutsche Jugend. Es eignet sich in hervorragender Weise zu Geschenken an unsere heranwachsenden Söhne und Töchter, denen nicht früh genug gezeigt werden kann, welch unschätzbarer Segen auch für den Bescheidensten im Volke ein großes und starkes Vaterland ist. Die jugendlichen Gemüther werden diesem Gefühle gewiß in sehr glücklicher Weise auf dem hier eingeschlagenen Wege eröffnet. Wir können das „Patriotische Gedenkbuch" nur auf das Wärmste empfehlen. F. v. W.

Geschichtliche Bilder und Sagen aus dem Nahethal. Von W. Schneegans. Kreuznach. Schmidthals. 1878.

G. Das auf sorgsamer Benützung der neuesten Forschungen beruhende Schriftchen bildet den zweiten Theil eines Wegweisers durch die Nahegegend mit ihrer reichen Geschichte, mit ihren denkwürdigen Burgen und mit ihren heilkräftigen Bädern (Kreuznach und Münster am Stein). In abgerundeten, zum Theil ausführlicheren Darstellungen behandelt es die Geschichte der Städte Kreuznach, ursprünglich einer römischen Niederlassung, Bingen und Münster am Stein, die der Abteien Sponheim und Disibodenberg, endlich die Geschichte mächtiger und berühmter Geschlechter mit ihren Stammburgen, wie die der Sickingen mit der Ebernburg, der Rauhgrafen mit der Baumburg, der Rheingrafen mit der Kyrburg, der Wildgrafen mit Schloß Dhaun, der Freiherren von Dalberg u. s. w. Eingehende Schilderung erfahren Franz von Sickingen's Schicksale.

Badische Literatur.

Das Badische Landrecht in neuer Fassung nebst Ergänzungen. Taschenausgabe auf Grund der Bingner'schen großen Ausgabe herausgegeben. Mannheim und Straßburg, Verlag von J. Bensheimer. 1879.

Das sauber ausgestattete Buch enthält im Wesentlichen den Text des Landrechts nebst Parallelstellen nach der großen Ausgabe; nur sind einzelne, in letzterer dem Texte eingefügte Sondergesetze in den Anhang verwiesen, nämlich das Gesetz über Ernährung und Erbrecht der unehelichen Kinder und das Reichsgesetz über die Zinsen. Außerdem enthält der Anhang, in Uebereinstimmung mit der großen Ausgabe, die Bestimmungen über Faustpfandverträge, Lohn- und Gehaltsabtretungen, Gesindeordnung, Gewährleistung bei Hausthieren und Schadenersatz, sowie den Titel von der Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit aus dem Gesetze vom 6. Februar 1879. Bei dem niedrig gestellten Preise ist die Anschaffung dieses unentbehrlichen Buches sehr erleichert und Allen zu empfehlen, welche wegen des Kostenpunktes die Anschaffung der großen Ausgabe glaubten unterlassen zu sollen; denn der Hauptzweck: in klarer, übersichtlicher Zusammenstellung den Gesetzestext, wie er sich nach den vielen ausdrücklichen und stillschweigenden Aufhebungen bezw. Abänderungen ergibt, niederzulegen und dadurch die Gesetzesanwendung zu sichern, wird auch durch die Taschenausgabe in vollem Maße erfüllt. M. H.

Neue topographische Karte des Großherzogthums Baden. Karlsruhe. G. Braun.

G. Dieses Kartenwerk wird im Auftrag des Handelsministeriums von einem eigens für diesen Zweck eingerichteten topographischen Bureau ausgearbeitet. Als Grundlage dienen die Aufnahmeblätter des ehemaligen topographischen Bureaus des badischen Generalstabs. Die Kosten der Herstellung der neuen Karte, welche aus 170 Blättern bestehen und in einer Auflage von 500 Exemplaren, im Maßstabe von 1:25,000, erscheinen soll, sind auf nahezu 500,000 ℳ veranschlagt. Erschienen sind bis jetzt 4 Lieferungen mit 24 Blättern. Sie umfassen die längs der Hauptbahn sich hinziehende Landesgegend zwischen Bruchsal und dem Renchthal. Anlage und Ausführung des Kartenwerkes haben bei der Kritik, von einzelnen Ausstellungen abgesehen, volle Anerkennung gefunden. Zu einem etwas erhöhten Preise werden auch einzelne Blätter abgegeben. Unter den bis jetzt erschienenen sind dem Touristen besonders willkommen die Blätter, welche die Umgebung von Baden und die Quellgebiete der Murg und der Acher darstellen.

Für die Redaction verantwortlich: A. Knittel. — Karlsruhe. — Druck der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg